

Frauenstimme

Nr. 4 + 43. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

18. Februar 1926

Das weibliche Proletariat.

Die meisten der statistischen Untersuchungen, die sich mit der Verteilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Zweige des Wirtschaftslebens beschäftigen, beschränken sich auf die Feststellung der arbeitenden und nichtarbeitenden Menschen in den einzelnen Erwerbszweigen. Aus diesen Statistiken ist der zahlenmäßige Anteil an den beiden Klassen, in die der moderne kapitalistische Staat zerfällt, nicht mit Sicherheit festzustellen. Wir hatten bisher wohl Angaben darüber, welchen Prozentsatz die Frauen im Verhältnis zu der gesamten arbeitenden Bevölkerung ausmachen, aber es fehlte uns ein Ueberblick darüber, wie groß der Anteil der Frauen an dem Gesamtproletariat ist.

Diese Lücke füllt der zweite Band des Werkes von Wladimir Woytinski „Die Welt in Zahlen“*) aus, der soeben erschienen ist und ein bedeutendes und wichtiges Kapitel „Frauen- und Kinderarbeit“ enthält. Es ist klar, daß wir heute nicht mehr, wie in den Anfängen des modernen Kapitalismus, Proletariat mit Fabrikarbeiterschaft identifizieren können. Wir zählen zum Proletariat alle diejenigen, die von dem Verkauf ihrer Arbeitskraft an die Besitzer der Produktionsmittel leben. Es gehören also, entgegen der früheren Betrachtungsweise, die sich nur auf die Produktion beschränkte, zu dem Proletariat alle Angehörigen der Hausindustrie, des Handwerks, der Landwirtschaft, des Handels und Verkehrs, ferner auch des Staats- und Gemeindefunktionärs, die häuslichen Dienstboten und Angehörige der freien Berufe, soweit das oben angeführte Klassenmerkmal auf sie Anwendung findet. Von dieser weit gefassten Grundlage geht Woytinski in seinen Untersuchungen über den Anteil des weiblichen Geschlechts an dem Proletariat aus und liefert uns mit seiner Arbeit ein unentbehrliches Hilfsmittel in unserem Kampf um die Gewinnung der ungeheuren Anzahl von Proletarierinnen, die wohl nach ihrer Klassenlage, aber noch nicht mit ihrem Bewußtsein und ihrem Willen zu uns gehören.

Die vergleichende internationale Uebersicht ergibt, daß durchschnittlich in allen Ländern 30 Proz. der erwerbstätigen Bevölkerung auf die Frauen entfallen. Hierbei zeigt sich kein Unterschied in bezug auf die Agrar- und Industriestaaten. In Deutschland sind doppelt soviel Frauen in der Landwirtschaft tätig wie in der Industrie; anders in England, wo 1911 der Landwirtschaft nur 0,9, der Industrie aber 2,5 Millionen Frauen angehörten.

Entscheidenden Aufschluß über die Klassenzugehörigkeit dieser Frauen gibt eine Uebersicht über ihre Stellung innerhalb der Produktion. Nach einer Zählung 1921 waren in Deutschland von den rund 11,8 Millionen erwerbstätiger Frauen 7,7 Millionen Arbeiterinnen, 1,2 Millionen selbständig Arbeitende. Im Vergleich hierzu ist interessant das Beispiel des Rentnerstaates Frankreich, wo 2,7 Millionen selbständig Arbeitende und 2,5 Millionen Arbeiterinnen gezählt wurden. Sehr interessant sind auch die Ergebnisse der Berechnung, wieviel Frauen in den einzelnen Wirtschaftszweigen dem Proletariat angehören. In Deutschland z. B. machen die in der Landwirtschaft arbeitenden Frauen etwa 41 Proz. des Landproletariats aus, während etwa 45 Proz. der gesamten in der Landwirtschaft beschäftigten Bevölkerung dem weiblichen Geschlecht angehören. Die in der Industrie beschäftigten Frauen machen etwa 16 Proz., im Handel 20 Proz., im öffentlichen Dienst und den freien Berufen

28 Proz., von den Dienstboten 90 Proz. des Proletariats aus. In der Gesamtheit ergibt sich, daß die Zahl der Proletarierinnen in Europa sich auf rund 30 Millionen beläuft. Davon entfallen auf die Industrie 8 bis 10 Millionen, auf Handel und Verkehr 2 bis 3 Millionen, auf die Dienstboten etwa 7 Millionen, auf die Landwirtschaft und die übrigen Berufsgruppen 10 bis 13 Millionen. Rechnet man zu diesen Zahlen noch die Zahl der Frauen, die zwar selbst nicht erwerbstätig sind, aber als die Frauen von Proletariern von dem Leben, was ihre Männer durch den Verkauf ihrer Arbeitskraft verdienen, so wäre diese Zahl noch um eine erhebliche Summe zu steigern. Auch die Zahl der erwerbsmäßig tätigen Proletarierinnen ist ja, wie wir wissen, noch erheblich zu steigern. Ein Beispiel dafür bietet die Kriegszeit. Während in Deutschland zum Beispiel 1907 auf 100 Erwerbstätige in der Großindustrie 20,2 Frauen kamen, stieg diese Zahl während des Krieges auf 35,6, um nach dem Kriege (1922) auf 21,4 zu sinken. All diese durch das Ueberangebot an Arbeitskräften wieder aus dem Produktionsprozeß herausgedrängten Frauen gehören ebenfalls dem Proletariat, sie gehören der industriellen Reservearmee an.

Angesichts dieser Zahlen muß es uns zu denken geben, wenn wir auf der anderen Seite lesen, daß die Zahl der dem Amsterdamer Gewerkschaftsbund angehörenden Frauen 1923 nur 2,2 Millionen betrug, gegenüber 14,6 Millionen männlichen Mitgliedern. Hieraus sehen wir nur zu deutlich, wieviel Kämpfe wir noch zu führen haben, bis die Millionen von Proletarierfrauen sich ihrer Klassenzugehörigkeit bewußt werden. Arbeiten, wie die in dem vorliegenden Buche geleistete, können dazu helfen, das Material und die tatsächlichen Grundlagen für unseren Kampf zu liefern.

Dora Fabian.

Kind und Politik.

Erst kürzlich hörte ich wieder: „Ein Kind hat keinerlei politische Erkenntnis. Soziale Unterschiede sind ihm unbekannt. Es kennt nicht einmal Hunger, denn auch in der ärmsten Familie wird es satt gemacht. Alles, was das Kind an politischen Äußerungen von sich gibt, ist von seiner Umgebung hineingetragen.“ Daraus wurde gefolgert, daß wir dem Kinde jede Politik fernhalten müßten. Ist das wirklich so?

Zunächst: alles, was wir von uns geben an geistigen Äußerungen, ist von der Umwelt in uns hineingetragen. Teils als sinnlicher Eindruck, teils als fertige Anschauung anderer trat es an uns heran, wurde unserer individuellen Betrachtungsart gemäß verarbeitet und wiedergegeben. Ebenso ist es natürlich beim Kind. Daß das Kind dabei häufig zu anderen Ergebnissen kommt wie wir, liegt daran, daß es oft noch nicht imstande ist, aus sinnlichen Wahrnehmungen die richtigen Folgerungen abzuleiten und vorgelegte Meinungen kritisch zu prüfen. Aber eine primitive Art der Erkenntnis ist da.

Wie stark die Kinder von der politischen Atmosphäre, in der sie heute aufwachen, beeinflusst sind, zeigt sich schon im Kindergarten, wo ein Dreijähriger beim Anblick einer Fahne im Bilderbuch „Nieder, nieder!“ zu brüllen beginnt, wo der Kindergärtnerin die Frage vorgelegt wird: „Tante, was sind die Deutschnationalen: hoch oder nieder?“, wo Fünfjährige sich darüber streiten, ob die Kommunisten Zigeuner sind oder nicht. Man kann natürlich über diese Äußerungen lachen und sie unbeachtet beiseite legen. Aber das wäre nicht richtig, denn tatsächlich liegt hier eine primitive Form der Erkenntnis vor; Begriffe beginnen sich zu bilden, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit uns nicht gleichgültig lassen darf. Das Kind, das Kommunisten als Zigeuner bezeichnet, will damit den Eindruck des Verabscheuungswürdigen wiedergeben: Räuber, Mörder, Zi-

*) Verlag Rudolf Mosse, Berlin 1926.

geuner, irgendwas ganz Schlimmes, so hat man ihm Kommunisten geschickt. Vielleicht hört ein Bourgeoiskind nie anders von den Sozialdemokraten reden als von den roten Hunden. Nun wissen wir, daß solche in frühem Alter empfangene Vorstellungen oft mit unglaublicher Zähigkeit in einem Gehirn feststehen. Es kann uns daher nicht gleichgültig sein, welche Eindrücke ein Kind empfängt und wie es sie deutet.

Die Eindrücke mehren sich; das Verlangen, sie zu erfassen und zu verarbeiten, wird stärker, je älter das Kind wird. Schulkinder wollen wissen, warum sie schlechter gekleidet sind als andere, warum sie nicht ein ebenso gutes Frühstück haben wie die Klassegenossen, warum Vater nicht das schöne Spielzeug kaufen kann, das in den Läden ist. Ich kannte einen siebenjährigen kleinen Jungen, dem ging die heutige soziale Ungerechtigkeit daran auf, daß er nicht so oft Karussell fahren konnte wie andere Kinder. Nie werde ich seine empörte und trotzig Frage vergessen: „Warum darf ich denn nicht Karussell fahren?“ In diesem Augenblick hatte er in denkbar primitivster Form die Erkenntnis: es gibt zwei Klassen der Menschheit: die einen dürfen Karussell fahren, soviel es ihnen beliebt; die anderen stehen mit blutendem Herzen dabei und können ihr Verlangen nach Freude nicht befriedigen. Dies sind keine vereinzelten Erfahrungen. Unsere österreichischen Freunde, die dabei sind, dies Gebiet auch experimentell zu erforschen, haben Kinderrundfragen veranstaltet, aus denen hervorgeht, in wela großem Umfange die Kinder bereits soziales Wissen haben.

Was folgern wir daraus? Sollen wir die Kinder aufnehmen in unser politisches Leben? Sollen wir mit ihnen über die große Koalition diskutieren, die Zweckmäßigkeit des Eintritts in den Böhlerbund erörtern oder ihnen täglich einprägen, daß die politischen Gegner Schurke sind? Jeder wird fühlen: nein, das nicht. Was aber?

Nicht nur die sozialen Erkenntnisse unserer Kinder sind sehr primitiv, sondern auch ihre naturwissenschaftlichen. Wenn ein Kind sich Donner und Blitz nicht erklären kann und fragt: „Was ist das?“, so werden wir ihm der Wahrheit gemäß antworten. „Der liebe Gott schimpft“ gilt doch wohl allgemein in unseren Kreisen als möglich. Die Erklärung, die wir geben, wird im 7. Lebensjahre des Kindes eine andere sein als im 12., aber sie wird immer so sein müssen, daß sie nicht im Widerspruch steht zu den naturwissenschaftlichen Tatsachen, daß sie einer späteren weitergehenden Erklärung nicht den Weg verbaut. Je nach seinem Intelligenzgrade wird das Kind dem Erfassen des Vorgangs nahe kommen. Vielleicht begreift es erst als junger Mensch in der Fortbildungsschule das Wesen des Gewitters. Aber von der ersten einfachen Erklärung des Vaters oder Lehrers bis zum völligen Begreifen der Elektrizitätslehre führt ein gerader Weg, kein Umweg, wie da, wo es hieß: „Der liebe Gott schimpft.“ So muß es auch sein beim Erklären soziologischer Tatsachen. Auch da haben uns die österreichischen Kinderfreunde, insbesondere Ranitz die Wege gezeigt und an zahlreichen Beispielen bewiesen, daß dies in kindertümlicher und sachlicher Weise möglich ist. Nur auf einem solchen klaren soziologischen Unterbau kann sich eine folgerichtige politische Bildung später aufbauen.

Aber mit dieser verstandesmäßigen Bildung ist nicht alles getan. Da das Kind stark Gefühlsmensch ist, muß die Beeinflussung des Gefühlslebens dazu treten. Während wir uns bei der intellektuellen Aufklärung meist an die Gegenwart halten, um aufzuzeigen, wie die Dinge sind, wenden wir uns bei der Gefühlsbildung der Zukunft zu und zeigen, wie die Dinge werden sollen. Der Mensch, der mit 18 Jahren zum erstenmal von Demokratie und Solidarität reden hört, wird sich diese Begriffe schneller zu eigen machen, wird sie intensiver begreifen, besser verwirklichen können, wenn er als Kind schon in demokratischer Gemeinschaft gelebt und sich solidarisch betätigt. Wir steht da wieder ein Erlebnis vor Augen. Es war in Wien beim Blütenfest der Kinderfreunde. Wir zogen in endlosen Scharen, schön geschmückt, mit dem Kindern durch die Straßen zum Festplatz. Da rief derselbe Kleine, der die Ungerechtigkeit dieser Gesellschaft beim Karussellfahren erlebte, plötzlich: „Die Straßenbahn steht still!“ Grenzloses Staunen lag in seinem Blick, Jubel erfüllte seine Stimme. Ich habe damals gar nichts darauf gesagt, zum Reden war es zu früh. Aber ich weiß, wenn der Junge mal erwachsen ist und hört in einer Gewerkschafts- oder politischen Versammlung: „Nur wir alle können es schaffen!“ Dann sieht er einen langen, langen Zug — flatternde Fahnen — geschmückte Menschen — darunter er, der winzige kleine Knirps, der sonst immer so eilig, vor jedem Wagen ausweichend, über die Straße stüchtet. Und heute steht die Straßenbahn vor ihm still. Weil er nicht allein kommt, weil wir alle kommen!

Das ist der Zusammenhang von Kind und Politik.

Erna Marau.

Die Lebenskraft des Kindes.

Schon lange war die Wissenschaft den Gesetzen des menschlichen Werdens nachgegangen. Sie hatte gefunden, daß das Wohl und Wehe des Kindes bestimmt wird vor der Geburt, noch während es im Mutterleibe ruht. Alles, was die Mutter in dieser Zeit körperlich und seelisch erlebt, beeinflusst seine Entwicklung. Da noch weiter zurück liegt das Schicksal des Werdenden begründet in dem körperlichen und seelischen Befinden der Eltern in der Stunde der Zeugung, in ihrem Verhalten zu einander und noch weiter zurück im Vorleben der Eltern. Gut genährte mäßig lebende, vom Alkohol unversorgte, körperlich gesunde, seelisch gleichgestimmte Eltern, werden in der Regel ein gesundes, nervenkraftiges Kind zur Welt bringen. Unterernährte, alkoholverseuchte, schwache und trunks, seelisch beein-

trächtigte Eltern, ergeben schwache, nervöse Kinder. Wenn so organische Gesundheit, wie die Nervenkraft des Ungeborenen unmittelbar abhängig ist von den Eltern, so hängen sie mittelbar ab von den sozialen Bedingungen, in denen diese leben. Ob sie satt zu essen haben oder hungern, ob sie Kälte leiden oder in behaglicher Wärme sitzen; ob sie Arbeit leisten im Maß oder Uebermaß; ob sie Krankheitszeiten zeitig kurieren können; ob sie in frischer Luft oder inmitten giftiger Dünste leben, in Reinlichkeit oder Unreinlichkeit; ob sie genügend schlafen; ob Arbeit, Bewegung und Ruhe recht mit einander abwechseln; ob in ihrem Leben Zeit und Raum ist für Freude und gelbigen Genuss; oder ob es ein verdrossenes, stumpfes Aufgeben ist, oder wieder ein verzweifeltes Ringen mit Arbeitschwere und Uebermaß, mit Nahrungsorge, Krankheit und Elend — all das bestimmt die Nervenkraft des Kindes. Da das Proletariat alle günstigen Bedingungen nicht besitzt, so sind seine Kinder arg benachteiligt schon vor der Geburt. Dem Monate lang ist in unzählbaren Fällen das Proletariatskind, ehe es zur Welt kommt, den schlimmsten Gefahren ausgesetzt, die die Fabrikarbeit der Mutter in dieser Zeit mit sich bringt. Giftige Gase, die sie einatmet, Druck und Stoß gegen den Leib, schädigende Körperstellungen, schweres Heben und Biegen u. a. m., dazu Hunger und Kälte beeinträchtigen ihr Befinden und das des Kindes. Nahrungsorgen, Ueberarbeitung, Uebermüdung machen nervös, angespannt, unglücklich, schädigen den Organismus des kleinen Wesens, das sie unter dem Herzen trägt. Wenn nun das Kind, durch die Geburt von der Mutter gelöst, in ein persönliches Leben tritt, hat sein Organismus eine gewaltige Arbeit zu leisten. Er muß sich anpassen an die Bedingungen der Außenwelt. Das ist eine ganze Umwälzung. Lungenatmung, Berührung mit der Luft, veränderte Temperaturverhältnisse, veränderte Körperlage, Reize, denen Auge und Ohr ausgesetzt sind, müssen eine ganze Reihe von Reaktionen auslösen. Die Weiterentwicklung des Kindes hängt nun ab von den Bedingungen eines erweiterten Willens. Frische Luft, Licht und Wärme, reichliche Ruhe und gute Nahrung fördern das Gesamtbefinden des Organismus, wie die Erstarung des Nervensystems. Ebenso tut zweckmäßige Kleidung und gesundes Lager not. Gleiches gilt die Regelung der Lebensgewohnheiten vom ersten Tage ab, die Regelung von Essen- und Schlafenszeit notwendig. Wenn die Bedingungen, in die das Proletariatskind hineingeboren wird, ungünstig sind, so kann und soll die Proletariatsmutter um so mehr bemüht sein, Gewöhnungsfehler zu vermeiden und die Kräfte ihres Kindes hüten, ihm so viel als immer möglich ist, die günstigen Naturbedingungen zugänglich machen — Luft und Licht. Und das Interesse ihres Kindes mag ihr Bewußtsein wachhalten und ihre Energie im Kampfe um Verwirklichung des Sozialismus, um Schaffung menschenwürdiger Lebens- und Entwicklungsbedingungen für die Lebenden und die noch Ungeborenen. Das erfordert Arbeit an sich selbst und Arbeit an der Gemeinschaft. S a s c h a R o s e n t h a l.

Die erste Pubertät.

Wenn wir heute von Pubertät sprechen, denken wir zunächst an die Zeit der Geschlechtsreife, also an das Alter von 14 bis 16 Jahren bei Knaben, an das Alter von 13 bis 15 Jahren bei Mädchen. In diesen Entwicklungsjahren werden die Geschlechtsorgane des Menschen reif zur Fortpflanzung. Die Ausscheidung von Säften der Geschlechtsdrüsen (innere Sekretion) hat zur Folge, daß der junge Mensch unruhig wird, dumpf eine Umwandlung seines Körpers fühlt, aber zugleich nicht die Fähigkeit hat, mit diesen drängenden Kräften fertig zu werden. Zu gleicher Zeit, nur schon etwas früher, etwa im 12. Jahre, beginnt eine seelische Krise, die bis zum 22. Jahre dauert. Der junge Mensch fühlt sich nicht mehr als Kind, aber auch nicht als Erwachsener. Er ist in einem „Zwischenland“. So wird er unsicher in seinem Tun und Wollen. Es stellen sich alle jene Erscheinungen ein, die als Flegel- und Boastfischeigenümlichkeiten bekannt sind.

Diese seelische Pubertät ist durch die geschlechtliche Pubertät bedingt. Doch dürfen nicht alle Unruhe- und Melancholieanzeigen dieser Zeit aus der sexuellen Reife abgeleitet werden. Sie sind zum Teil dadurch bedingt, daß der jugendliche Schwierigkeiten hat, sich in die Welt der Erwachsenen hineinzufinden, daß er — sowohl der Volksschüler wie der Schüler höherer Anstalten — keine Betätigung und keine Berufsarbeit hat, die ihn innerlich voll befriedigt.

Die erste Pubertät dagegen, die etwa das Alter vom 4. bis 7. Lebensjahre umfaßt, zeigt wohl Erscheinungen einer geschlechtlichen Entwicklung, aber nicht im Sinne einer Sexualität mit ausschließlichem Bezug auf das Ziel des Geschlechtsverkehrs und der Fortpflanzung. Die meisten Eltern und Erzieher unterdrücken diese ersten geschlechtlichen Regungen des Kindes oder wollen sie überhaupt nicht wahr haben. Brüderliebe und Unwissenheit halten sich da die Waage. Wer aber sehend das Kind in seinen Freuden und Leiden beobachtet, erkennt die Gefahren und Bitternisse, denen es in dieser Zeit ausgesetzt ist. Zunächst durch den Ueberstand der Eltern.

Eltern und Erzieher haben die Gewohnheit, die Kinder nicht ernst zu nehmen, über ihre seelischen Leiden zu spotten oder sie zu ironisieren. Zugleich treten sie mit dem Anspruch absoluter Autorität auf und haben keinen Sinn für das erwachende Selbstgefühl und Selbstbewußtsein des Kindes. Wenn nun das vierjährige Mädchen seinen Vater mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umarmt und voller Eifer sucht seine Mutter zurückdrängt, so verlassen die Erwachsenen dieses Kind oder stoßen es ärgerlich zurück. Diese Behandlung von Eifersuchtsausbrüchen und anderen Sexualbeziehungen hat zur Folge, daß das Kind in seinen innersten Gefühlen getränkt wird und — vielleicht auch nach einigen vergeblichen Vorstößen — sich zurück-

zählt und nun ein einsames Leben führt. Es wird den Eltern gegenüber verschlossen, stößt heute seine Spieltkameraden zurück, um sie morgen leidenschaftlich an sich zu ziehen. Und so wird es unberechenbar und empfindlich. Die Gefühle, die sich nicht in Tat umsetzen können, verbinden sich mit den Vorstellungen von der Verständnislosigkeit der Menschen zu Eindrücken, die in Unterbewußtsein in Wurzel fassen, um später von hier aus den Menschen, besonders auch in Träumen, zu quälen. Manche Neurose des Erwachsenen hat hier ihren Ursprung.

Wenn das Kind onaniert — eine Betätigung, die man fast durchweg bei Kindern findet — begegnen dem die Erzieher mit Drohungen und Strafen. Und nun beginnt ein Kampf in der Seele des Kindes. Die Naturkraft, der Geschlechtstrieb, der vom Erzieher als „böse“ hingestellt wird, läßt sich als Naturkraft nicht ausrotten. Da das Kind aber „gut“ sein möchte, nimmt es den vergeblichen Kampf immer wieder auf, um schließlich zu unterliegen. Damit aber hat das Kind jedes Selbstvertrauen und jeden Lebensmut eingebüßt. Es wird ein kraftloser und unselbständiger Mensch.

Und die menschliche Gemeinschaft hat einen Menschen verloren, eine Nummer gewonnen. **Henny Schumacher.**

Negative Wertschätzung.

Die Skandalprozesse der Hohenzollern und der andern ehemaligen deutschen Fürsten, die 1918 alle so eifertig mit schlotterndem Geben ihre wackelnden Throne und Thronchen im Stich ließen, sind ein sprechender Beweis „treudeutscher“ Habgucht.

Und trotz alledem ist in gar manchem Untertanenherzen noch immer eine lächerliche Wertschätzung für diese eiflen Götzen lebendig.

Der dumme Deutsche will selbst lieber hungern und frieren mit seiner Familie, damit nur die einstigen Herrscher weiter schleimmen und verschwendend können. Er will auch mit seinen Kindern lieber im Asyl für Obdachlose hausen, damit nur ja die staatlichen Schösser den Fürsten mit ihren Viechen verbleiben. Nur blinde Wertschätzung kann das ehemalige Krongut als Privateigentum erklären, als ob die negativen Fürstenhände jemals selbst etwas ehrlich errungen hätten. An der Erwerbung des Krongutes ist doch der Staat und das Volk, durch die Stellung des Heeres, vielmehr beteiligt gewesen, als die sogenannten Fürsten. Sie haben dann das Krongut für sich ausgenüßt wie ein Staatsbeamter sein Dienst für sich hat, daß er bei Beendigung seiner Dienstzeit ja auch nicht als Eigentum behalten darf, sondern in gutem Zustand dem Staat wieder zur Verfügung stellen muß. Warum soll der ehemalige Fürst mit seinen Kindern, der sich doch von Großvaterszeiten her, so gern als den ersten Diener des Staates bezeichnete, sein Dienst und seine Dienstwohnungen als Eigentum geschenkt kriegen?

Wohl darum, weil er im November 1918 so feig „sein Heer und sein Band“ im Stich gelassen hat?

Aufgepaßt ihr Frauen und Mütter!

Der Volksentscheid gibt euch die Entscheidung selbst in die Hände.

Ihr selbst sollt und müßt nun beweisen, ob ihr die negative Wertschätzung, wie sie Kultseelen zu haben pflegen, endlich überwunden habt in all der Notzeit.

Die Zeit in der wir leben fordert unerbittlich, daß ihr den Schein nicht für das Sein haltet!

Der blendende Schein der Fürstengötzen ist mit dem Blut unzähliger Männer besetzt, und die Opfer des Krieges, die Blinden, die Verstummelten und die Hinterbliebenen sind es, die heute unsere Wertschätzung brauchen, denn ihrem Sein verdanken wir unendlich viel.

Fr. Sch.

Fehlt den Frauen der Zeitsinn?

An der bekannten und geachteten John-Hopkins-Universität in Baltimore hat man sich vor einigen Jahren an die Untersuchung einer Frage gemacht, die man in Europa wohl mit einem ironischen Lächeln beiseite schieben würde. Die Frage lautet: Stimmt die allgemeine Auffassung, daß Frauen nicht pünktlich sind, daß sie „fünf Minuten“ sagen und eine Stunde warten lassen, mit den wissenschaftlich nachprüfbaren Tatsachen überein, oder handelt es sich bloß um einen Aberglauben, von den Wühlblättern großgezüchtet?

Die einzige Möglichkeit, in der Frage Klarheit zu schaffen, war, den Weg der psychotechnischen Versuche zu betreten. Von einer Kommission sind je 700 männliche und weibliche Studenten der John-Hopkins-Universität als Versuchsobjekte bestimmt worden. Diese selbst durften natürlich von der Rolle, die ihnen zugeteilt wurde, nichts wissen.

Jahrelang gingen die Versuche nach einem genau ausgearbeiteten Plane vor sich. Die Ergebnisse sind nun veröffentlicht worden und stellen fest, daß 100 Proz. der weiblichen Studenten, das heißt also: alle — einen vollkommenen Mangel an Sinn für Zeiteinteilung zur Schau gebracht haben, während der überarose Teil der Männer genau weiß, was und wieviel eine Stunde ist und es auch versteht, sich danach zu richten. Männer verstünden es, sich für einen Nachmittag ein Programm zu machen, was den Frauen unmöglich sein soll. Die Unpünktlichkeit der Frau sei kein Leichtsin, kein böser Wille, keine wie immer geartete Rücksichtslosigkeit. Die Frau sei unpünktlich, weil ihr Sinn für den Unterschied zwischen fünf und fünfzig Minuten fehlt. Sie sagt „fünf Minuten“ und meint damit eine unbestimmte Zeit, deren Maße sie in ihrem tiefsten Innern gar nicht kennt.

Sowohl die John-Hopkins-Universität. Nun mögen die Versuche, die an und für sich eine dankenswerte Tat darstellen, noch so eindeutige Ergebnisse gezeitigt haben: die Frage der Schlussfolgerungen bleibt dennoch offen. Sie müssen nicht ohne weiteres widerspruchlos im obigen Sinne angenommen werden. Selbst zugegeben, weil angeblich bewiesen, daß die Frauen als solche unpünktlich sind, muß zuerst die Frage aufgeworfen werden, ob dies in Europa ebenso der Fall ist, wie in Amerika? Eine zweite Frage: Benehmen sich Frauen mit selbständigem Berufe genau so, wie die Studentinnen, die noch nicht ins Leben getreten sind? Fehlt der Sinn für Zeit der Arbeiterin ebenso wie der Millionärin? Der Sinn dieser Fragen liegt in dem bekannten Umfande, daß in Amerika die Frauen der mittleren und höheren Gesellschaftsklassen eine souveräne Stellung einnehmen. Die Studentinnen aber gehen aus diesen Klassen hervor, und da sie eben noch jung und Studentinnen sind, so hatte noch keine von ihnen Gelegenheit, vom Leben eines Höheren belehrt zu werden. Die Frauen dieser Klassen, und insbesondere die jungen, sorglosen Damen, fühlen sich also als Herrinnen der Welt. Ihnen versucht ein anderer Souverän: die Zeit in den Weg zu treten, die Zeit, dieser Tyrann, der jedem von uns täglich unzähligmal seine Befehle erteilt. Die Männer müssen sich bücken und den Befehlen des Ungeheuers fügen. Gewisse Kategorien von Frauen hingegen können es sich, ebenso wie noch einige primitive Volksstämme, erlauben, sich um die Zeit, um deren unnatürlichen Zwang, nicht zu kümmern. Im Herzen Chinas leben noch Stämme, die weder einen Kalender, noch eine Zeitrechnung kennen. Bei ihnen gibt es keine alten Frauen, einfach aus dem Grunde, weil sie die Begriffe „jung“ und „alt“ noch nicht herausentwickelt haben. Ebenso gibt es in Äquatorial-Afrika Stämme, deren Mitglieder nicht wissen, wieviel Jahre sie alt sind. Während indessen die wenigen Primitiven des mittleren Chinas und Nigerias die Zeit und das Alter überhaupt nicht kennen, muß auch die meist umhuldigte Göttin des Fifth Avenue zumindest von der Bahnidee, daß es Jahre und — leider Gottes — auch Jahrzehnte gibt, Kenntnis nehmen. Dagegen darf und kann sie sich von der Psychose, es würden fünf und zehn Minuten, dringende Wege und katastrophale Verpätungen geben, freihalten.

Diese Schlussfolgerungen weichen freilich wesentlich von denjenigen der verdienstvollen Forscher an der John-Hopkins-Universität ab. Sie zeigen, daß die Frage nicht einfach genug ist, um durch einen einzigen Versuch gelöst werden zu können. Man wird wohl einige Schritte weiter gehen müssen, um dann — vielleicht — zur allereinfachsten Schlussfolgerung zu kommen: daß nämlich die Frage der „Zeit“ eben nichts als eine Zeitfrage sei.

Heinrich Guttman, Boris.

Großmutter.

Alle sind davon durchdrungen, daß Großmutter einen „schönen, sonnigen Lebensabend“ hat, am meisten Großmutter selbst. Nein, noch nie in ihrem Leben ist es ihr so gut gegangen wie jetzt. Denn sie hat ja jetzt so viel Zeit zur Ruhe, für sich selbst und zum Nachdenken, zum Ausgehen und zum Lesen; und Geld für ihre bescheidenen Ansprüche hat sie auch genug. In bestem hatte es ihr in all den vielen, vielen Jahren, als sie sich und ihre sechs Kinder mit der schmalen Witwenpension durchbringen mußte, so sehr, so furchtbar gefehlt, daß ihr ihr jetziger Zustand, wo sie beides in ausreichendem Maße hat, damals als das Paradies selbst erschienen ist. O wie hat Großmutter gearbeitet den Tag und bis spät in die Nacht, wie hat sie gelocht, geschweurt, genäht, gewaschen und gebügelt, — und dazu immer das ewige, schreckliche, nervenzehrende Rechnen und Knäufeln mit dem Fennig! Aber befriedigt kann Großmutter auf ihr Leben zurückblicken: ihre Kinder sind alle etwas geworden, die Söhne in guten Stellungen, die Töchter gut verheiratet. Und die Kinder lassen ihr nichts abgehen, o nein, es sind gute, dankbare Kinder. Zu Weihnachten und zum Geburtstag wird sie reich beschenkt, und Bücher und ein Theaterabonnement hat sie auch bekommen. Niemand hat etwas dagegen, daß Großmutter jetzt endlich auch einmal an sich selber denkt. Und Großmutter versucht jetzt im letzten Jahrzehnt ihres Lebens, all das nachzuholen, was sie ein Leben lang versäumen mußte, wonach sie sich so glühend gesehnt hatte. Aber es ist sonderbar, in das erträumte Paradies kommt Großmutter jetzt nicht mehr, nur höchstens noch in den Vorgarten. Da sind die schönen Bücher, sie lesen Großmutter zum Lesen, aber immer nach einer Weile verwirren sich ihre Gedanken, und die Buchstaben fangen vor den alten Augen zu tanzen an. Niemals versäumt Großmutter ihre Theatervorstellung, sie freut sich an den schönen Bildern und Worten, aber so schön, wie damals, als sie nur einmal im Jahr ins Theater gehen konnte und sich wochenlang darauf freute wie ein Kind auf Weihnachten, ist es heute eigentlich nicht mehr. Man versteht die Leute auf der Bühne nicht mehr so gut, und auch die langen Wege sind so beschwerlich. Auch auf Reisen kann Großmutter sich von ihren Kindern nicht mehr mitnehmen lassen, ihr sind die Strapazen zu groß, — und wie hungerte sie einst nach dem Anblick fremder Städte und Landschaften! Am schmerzlichsten aber ist es Großmutter, wenn sie auf den Abendgesellschaften der Kinder den Gesprächen nicht mehr folgen kann. Wie reden sie sich da über Politik und Kunst die Köpfe heiß! Niemand erwartet von Großmutter, daß sie sich beteiligt, sie wird liebevoll in die Ecke gesetzt und gekostet wie ein gutes, altes Möbel. Keiner weiß, daß in ihr Qual und Ehrgeiz brennt, mitzureden, mitzuhören, mitzuleben. Längst verhäutete Kräfte der Seele rühren sich in der Tiefe, aber sie sind zu schwach und alt geworden, um das

Schuttgeröll der Jahrzehnte zu durchbrechen. Großmutter's Trost sind natürlich die Enkelkinder, — aber die beiden Aeltesten, die nun schon sechs Jahre auf die Schule gehen, fangen an, ihr zu entwachsen, gehören ihr auch nicht mehr. Und je älter Großmutter wird, desto mehr erkennt sie: vieles läßt sich noch nachholen an einem „schönen Lebensabend“, nur eines nicht, das Wertvollste, das Kostlichste, nämlich das Leben. . . .

Die kleine Feldmaus.

Inmitten der verregneten Felder lernte der junge Mensch sie kennen, die kleine Feldmaus. Grau verhangen war der Himmel, die Luft schwerer Wasserdunst, der als Wand von feuchten Schleiern stand. Die Fußwege waren aufgeweicht vom Regen. In breiten Wagenspuren rann schmutziges Wasser so flint und behende, als ob es sich um tausendmal verkleinerte Flußläufe handelte mit ihrem Wegziel nach dem Meere. Sie trug eine Weizenähre in der Schnauze, die kleine Feldmaus. Auf dem Felde jenseits der Wagenspur erwarteten sie ihre Kinder. Aber wie sollte sie zu ihnen gelangen? Kängstlich rannte sie hin und her, um eine schmale Stelle zur Ueberquerung ausfindig zu machen. Doch die Wagenräder waren von runder Gleichheit gewesen, hatten das Erdreich tief eingedrückt, und in der Spur rann das Wasser. Die Maus sah keinen Ausweg, aber sie hatte ein Ziel, darum sprang sie in das Wasser, um es zu durchschwimmen. Mit bebenden Stanten erreichte sie einen Erdklumpen, eine Lehminsel, ein Eiland der Errettung für die kleine Mausmutter. Obwohl Angst die Augen weitete, stand ihr Blick unverwandt nach dem Felde, jenseits der zweiten Radspur.

Als das Zittern kaum aus dem Körper war, stürzte sie sich in die zweite Wasserrinne. Ein Erdklumpen, auf dem sie landen wollte, trieb ab, sie geriet in einen Strudel, gab aber die Weizenähre nicht preis. Ein Raubtier, das in Lebensgefahr gerät, wirft die Beute von sich, die kleine Feldmaus jedoch setzte sich mit ihrem Leben für die paar Körner der Weizenähre ein.

Da kam in den jungen Menschen das Verstehen. Er sah den Kampf und fühlte die Bedrohung, die auch sein Leben stündlich umlauerte. Ihm kamen die Gedanken an die Stadt, diesen Behälter der schalen Lust für geldbeutelstrolche Menschen, dieses zermalmende Ungeheuer für die gekehrten Menschen, die sich um ihr Stückchen täglich Brot sorgen. Er, selbst solche unsichere Existenz, fühlte etwas Befensverwandtes mit dem kämpfenden Tier. Behutsam erfasste er die Maus und setzte sie auf das Feldstück, das Ziel ihrer Sehnsucht. Huch, war die Feldmaus verschwunden.

Glück in den Augen, die Weizenähre in der Schnauze, kam sie zu ihren Kindern. Die, stets auf dem Ausguck, ganz langgezogen von Hunger und Erwartung, waren überglücklich. Gierig fielen sie über die Weizenähre her, hell horchten sie auf die Erzählung der Mutter.

Und da beging die kleine Feldmaus den größten Fehler ihres Lebens, denn sie schloß ihren Fahrtenbericht mit den Worten: „Alle Menschen sind gut.“
Erna Büsing.

Eine wahre Geschichte.

Es ist einmal etwas geschehen und das will ich erzählen. Die Geschichte hört sich an wie ein Märchen. Nichtsdestoweniger: sie ist wahr.

Ein blasser junger Mensch saß in einem jämmerlichen Rocke an einem alten Tische und dichtete ein Trauerspiel.

Er hatte an diesem Tage viel auf dem Herzen, wenig im Magen und gar nichts im Beutel. Es gab auch Tage, wo es anders war, wo er gar nichts im Magen und gar nichts im Beutel hatte. Aber Tage, wo er gar nichts auf dem Herzen hatte, solche Tage gab es nicht, denn die Muses besuchten ihn bei Tag und Nacht.

Dafür ließen ihn die Theaterdirektoren nicht vor, wenn er sie besuchen wollte. Die Götter liebten ihn, aber die Verleger wichen ihm in weitem Bogen aus.

Die Muses und Götter einerseits und die Direktoren und Verleger andererseits waren offenbar verschiedener Meinung über den jungen Mann.

Und das Volk, das hier allein entscheiden konnte, das Publikum, ja nun: das suchte ihn nicht, es mied ihn aber auch nicht, es haßte ihn nicht, aber es liebte ihn auch nicht. Es kannte ihn ganz einfach nicht, es wußte nichts von ihm, es ahnte nichts von seiner Existenz und konnte nichts von ihr ahnen.

Die Muses und Götter fingen nun an, sich für ihren Liebling einzusetzen. Wie sie das machten, mögen sie selber wissen. Ueber solchen Dingen waltet immer ein Geheimnis und nur eine Sorte von Wesen gibt es, die instande ist, ein wenig tiefer in dieses Geheimnis einzubringen: die Herren Professoren der Literaturgeschichte. Für uns genügt es jedoch vollkommen, zu wissen, daß sich zwischen den göttlichen Freunden und den menschlichen Feinden des Dichters ein zäher erbitterter Kampf entspann und daß dieser Kampf mit dem vollständigen Siege der erhabenen Götter endete.

Die Theaterdirektoren weigerten sich nicht länger, dem Dichter Tantiemen zu bezahlen, um so weniger, als er schon dreißig Jahre tot war und sie die Zahlungen daher unterlassen konnten. Die Verleger wetteiferten, seine gesammelten Werke honorarfrei nachzudrucken, mit einem Worte: das Vaterland hatte einen Sohn mehr, auf den es stolz sein konnte. Diese gewissen großen Söhne werden ja den verschiedenen Vaterländern immer geboren, wenn sie sterben.

Freudig eilte die Muse zu ihrem Liebling, um ihm diese angenehme Tatsache mitzuteilen.

Richtig, da saß der Jüngling in seinem jämmerlichen Rocke an seinem alten Tische und dichtete sein Trauerspiel.

Verehrter Leser und geliebte Leserin! Bis hierher sind Sie mir ohne Murren gefolgt und ich weiß, daß Sie mir diese Geschichte aufs Wort glauben. Jetzt aber sehe ich Sie Ihre Häupter schütteln: Wie kann der Dichter, der schon vor dreißig Jahren starb und wahrscheinlich bereits damals, da doch gesammelte Werke von ihm nachblieben, der jüngste nicht mehr war, wie kann er jetzt noch als Jüngling dazwischen und dichten?

Sehen Sie, das ist eben das Wahre an der Geschichte: es war nämlich gar nicht mehr derselbe Dichter, es saß halt schon wieder einer und hungerte und dichtete ein Trauerspiel.

Korn Towska.

Heimweh.

Mutter,

Die Bäume sind wie Bitter

Um mein Herz gestellt.

Ein schwarzer Kristall

Ist der Himmel.

Meine Stirn wird Staub,

Und es rieselt um meine Gebeine;

Erde verstaubt.

Sehst du heimgegangen bist,

Trommelt immer der Tod.

Jahre sind Flugland, ein Nichts

In der Erinnerung.

Die Nacht schmeckt bitter.

Es ist, als ob deine Hand brennt

Auf meinem Scheitel.

Ich habe eine Geliebte,

Sie weint immer so

Und schläft mit den Rehen.

Ihre Gedanken

Sind Glasstücken, ein süßes Wunder,

Blaue Käfer darin.

Manchmal glaube ich,

Du seiest wiedergeboren;

Maria, meine Geliebte,

Träumt das . . .

Walter G. Dschilewski.

Kinderbilder.

Angst.

Die Schule ist aus.

Osterferien! Bierzehn Tage Ferien! Bierzehn Tage Freizeit! Ein Jubel geht durch alle Kinderherzen. Und dennoch ist auch große Angst in mancher Kinderseele. Denn das Schulzeugnis brennt wie Feuer in der Hand. Im Rechnen und Schreiben und Naturgeschichte steht eine drei, aber in Religion und Geschichte, da hat es eine vier gegeben — — —!

Mutter wird ja nicht verstehen, wie entsetzlich langweilig der Lehrer uns das erzählt hat, da konnte man doch nichts davon behalten, denn man konnte sich doch gar nichts dabei denken. — —

Die große Angst, ach, sie weicht ja so bald nicht wieder aus der Kinderseele, die Mutter, die von der Frauenhilfe der Kirche manche Unterstützung kriegt, ließ das kleine Mädchen zwei Stunden auf Erbsen knien, damit es endlich an den lieben Gott und an die ewige Verdammnis glauben lerne!

Sehnsucht.

Es war im Sommer, da war die kleine Grete einmal vier lange, schöne Wochen in einem Erholungsheim draußen auf dem Lande gewesen. Sie hatte es gar nicht für möglich gehalten, daß draußen so ganze große Wiesen voller Blumen blühen. Ihr war es wie ein Traum, daß sie da den ganzen Tag im Freien spielen oder liegen durfte — — —

Wie schön der Sonnenschein mit den Graßstengeln spielte! Und wie lustig es war, wenn man den kleinen Bienen zusehen konnte, wenn sie den Blühtau trinken kamen. Und überall ringsum war es so still und ruhig, so daß man alle kleinen Vögel in der Luft konnte singen hören.

Ach, und auch des Nachts war es so schön in dem kleinen Heim, da hatte sie ein ganzes großes Bett für sich allein gehabt, und es war so sauber, mit einem weißen Bezug war die wollene Decke bezogen gewesen, und nichts hatte sie des Nachts in ihren schönsten Träumen gestört — — —

Nun war es doppelt schwer für die kleine Grete daheim. Da gab es keine Blumenwiese und keine kleinen Singvögel im Hof, ach, nicht mal die liebe Sonne konnte in den dritten Hof hinein scheinen. Ueberall waren da Mauern.

Ueberall Mauern um das Kind! Doch die Sehnsucht nach der Freiheit blieb!

Fr. Sch.